Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 34 (1944)

Artikel: Die Schweizernot von einst
Autor: Thürer, Georg
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-947725

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Prof. Dr. Georg Thürer, St. Gallen

Die Schweizernot von einst

(Ansprache)

Mitbürger — Mitarbeiter!

Sie haben mich in Ihre Mitte gerufen, damit ich Ihnen von früherer Not unserer Eidgenossenschaft, also von der *schlechten* alten Zeit erzähle.

Das Wissen oder doch die Ahnung, daß unsere Geschichte keineswegs nur ein Freudenreigen siegreicher Schlachten war, hat wohl manchen hergelockt, um nun zu vernehmen, wie es denn eigentlich im kargen Alltag der gefeierten Helden ausgesehen habe. Und mancher öffnet nun sein Ohr und sein Herz, um den Trost zu vernehmen, daß es früher noch ärger gewesen sei und daß man daher allen Grund habe, anzunehmen, auch unser Geschlecht werde seine bitterböse Zeit überhauen. Im Mitleid mit den Vorfahren werde unser eigenes Leid geringer erscheinen, etwa so, wie der Tagelöhner sein Geschick angesichts eines Bettlers besser erträgt.

Wer in solcher Erwartung in diesen Saal gekommen ist, wird ihn enttäuscht verlassen, wenn er nicht seine Wehleidigkeit abstreift wie einen unzeitgemäßen Trauermantel. Unser verwöhntes, verzärteltes Geschlecht, das durch Spielen arbeiten lernen wollte und das Leben mit Genuß verwechselte, krankt am Mitleid mit sich selbst. Sparen wir doch unser Erbarmen auf die Gelegenheit, wo es als christliche Nächstenliebe zur helfenden Tat schreiten kann, auf daß es aus einer Sucht eine Tugend werde.

Ich bin nicht hergekommen, um die Vorfahren in ihrem Elend zu beklagen; denn ich glaube, daß sie ohne die Härte des Alltags nimmer zu Helden in der Schlacht geworden wären. Daher kann ich mir Winkelried nicht auf einem Sofa und Wilhelm Tell nicht an üppiger Tafel vorstellen. Der Schütze und Jäger aus Bürglen fuhr gewiß mit Geßler nicht zum ersten Mal in Lebensgefahr dahin, sondern Gefahr, Mühe und Kampf gehörten wohl zu den Elementen seiner Seele. Der erste Sprecher des alten Europas, der Grieche Heraklit, nennt den Kampf den Vater aller Dinge, und heute, da so viel vom neuen Europa gesprochen wird, fügen wir getrost hinzu: und *die Not ist die Mutter der Kraft*. Hört auf das Volk, das diese Wahrheit in seiner Philosophie, dem Sprichwort, längst erspürte:

Das Grenzstädtchen Eglisau, am Rhein (Zürich) Aus »Meine Heimat«

Not bricht Eisen: also: tapfer macht die Not;
Not macht erfinderisch: klug macht die Not;
Not lehrt beten: gläubig macht die Not.

Erwarten Sie also nicht, daß ich die Not, die Mutter der Tapferkeit, der Klugheit und des Glaubens schelte. Sollte ich nicht eher die Mutter so herrlicher Töchter preisen! Ich tue es, aber nur dann, wenn ich die Not in der Ehe mit dem guten Willen weiß — denn sonst kennt die Not — kein Gebot.

Und als Werber für diesen guten Willen trete ich vor Sie hin. Der gute Wille segnet die Not, der schlechte schändet sie. Wir alle können *Träger des guten Willens* sein und der Not dieser Zeit den Segen abgewinnen. Dann kann aus der großen Not ein großes Geschlecht hervorgehen.

Da freilich kann uns der Rückblick — der Aufblick zu unsern Ahnen wegweisend sein. Denn unsere Altvordern scheuten den Widerstand nicht, sondern wuchsen an ihm.

Wenden wir uns zuerst der Heimat des Vaterlandes zu, der Urschweiz. Die erste Urkunde, in welcher die Talleute von Uri selbständig handelnd auftreten, stammt aus dem Jahre 955 und spricht bereits vom Wildheu. Der Talgrund genügte also vor tausend Jahren schon nicht mehr zur Ernährung. Bereits mußte die Sense bis zu Firn und Fels vordringen. Das ist im Gotthardlande so geblieben. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Frauen und Kinder in einem Seitentale der Reuß Grasbüschel absichelten, auf die Granitblöcke zum Trocknen legten und abends in Säcke stopften. Fürwahr, ein karger Heuet, wo man arfelweise einträgt, statt fuderweise einfährt wie anderswo. Man möchte solches Heu eher eine Beute als eine Ernte nennen; einen Kampfpreis in der ewigen Schlacht der Schweizer gegen die Ungunst ihres Bodens. Und *die grüne Front* richtete sich auch gegen den wildwüchsigen Wald. Wer nennt die Schlachtfelder ohne Denkmäler in dieser jahrhundertelangen Schlacht um die urbare Schweiz?! Nehmen Sie irgend ein Blatt des Topographischen Atlanten zur Hand. Allüberall, wo Brand, Reute, Schwanden, Schwändi, Erlen, Haslen usw. steht, tobte dieser Kampf. Lassen Sie mich einen Namen für alle nennen: das *Rütli!* Könnte man unsere nationale Denkstätte würdiger taufen als so, wie der Alemanne die Stelle nannte, die er gereutet hatte mitten im wuchernden Urforst! Rütli heißt *Lichtung in der finstern Wildnis.* Jedesmal, wenn ich den Namen auf der Schweizerkarte sehe, ist es mir, als falle ein Sonnenstrahl darauf. Hier standen die Väter zusammen, um im Gestrüpp des wachsenden Machttriebes die Lichtung des Rechtes auszuhauen. Nomen est omen! Der Name Rütli ist ein Programm!

Wer im tagtäglichen Kampfe der Widersacherin Natur mit ihren Heerführern, dem Wildbach und dem Wald, Steinschlag und Sturm, der Lawine und dem Raubtier, seinen Nährboden abgewann, war nicht gesonnen, ihn zur Steuerplantage eines fremden Herrn entarten zu lassen. Daher der unbändige Drang, in Haus und Hof selber Herr und Meister zu sein: *der Wille zur Freiheit.* Ohne Zögern nahmen die Urschweizer den Zweifrontenkrieg auf: den Kampf gegen die Natur, welche ihre Güter «verstuden» wollte (wie Zwingli sagte), und den Kampf gegen Habsburg, das ihre Güter nutzen wollte, ohne teilzunehmen an der Mühe der Arbeit. Dagegen erhob sich unser Bauernstand wie ein Mann. Er verwarf im Herzen die Lehre, daß die Menschheit zerfalle in Wehrstand, Lehrstand und Nährstand; daß nur der erste Stand Waffen tragen dürfe und nur der letzte mit den Händen arbeiten müsse. Kein Soziologe verkündete es, aber das Leben bezeugte es: der Eidgenosse wurde sein eigener Krieger, er führte Werkzeug und Waffe zugleich. Und der österreichische Berufssoldat erfuhr es bei Morgarten, was der bespöttelte Gelegenheitskrieger des Urschweizer Volksheeres zu leisten imstande war.

Morgarten war der Sieg eines arbeitenden, darbenden Volkes, das im Vorjahre schwelgende Klosterbrüder von Einsiedeln nach Schwyz geschleppt hatte, damit diese selber Magenzeugen des Hungers würden, wie uns eines der Opfer anschaulich berichtet. Die Urschweiz hatte nämlich damals beinahe die gleiche Bevölkerungsdichte wie heute; das Bergvolk bestellte seine Aecker bis Göschenen hinauf und tief ins Schächental hinein mit Korn und Hülsenfrüchten, wohl in gesteigertem Maße, als Habsburg den Wirtschaftskrieg gegen den Bund eröffnete und den Gotthard sperrte. Doch die Eidgenossen *stellten den Bundesbrief über die Speisekarte. Sie waren die Herren und nicht die Hörigen ihres Hungers.* Sie wußten, weshalb sie das erlösende Zeichen, in dem der Menschheit der Sieg verheißen wurde, das Kreuz, im Wappen führten und keinen Ankenhafen.

Sie sehen: die Schweizergeschichte hebt nicht in einem Garten Eden an. Das Wort, daß man im Schweiße seines Angesichtes das Brot verdienen müßte, wurde an unsern Vätern wahr. Und doch nennt der erste unserer Staatsdenker, Meister Ulrich Zwingli, in den frühesten Zeilen, die wir von ihm kennen, unser Land einen Garten:

Von einem Garten ich üch sag,
umbzünt und bhuet mit starkem Ghag,
mit Bergen hoch an einem Ort,
am andern Flüß man ruschen hort.

«Treit unser Erdrych ouch nit Zymmet, Ymber, Malvasy, Nägelin, Pomeranzen, Syden und söliche Wyberschleck, so treit es Anken, Astrenzen, Milch, Pferd, Schaaf Veh, Landtuoch, Wyn und Korn überflüssig, daß ihr daby schöne starke Lüt erzüchend ... mögind.

... es folget der Hand des Arbeitenden Frücht und Gwechs harnach glychwys als die Hand Gottes im Anfang der Gschöpft alle Ding nach Läbendig wurdend, daß der Arbeiter in ußwendigen Dingen Gott glycher ist denn ützid in der Welt.»

Kann man das Lob des werktätigen Menschen höher, heller anstimmen: *der schaffende Mensch als Ebenbild des schöpferischen Gottes!*

Ostschweizer Riegelhaus, bei Gottlieben (Thurgau) Aus «Meine Heimat»

Vielleicht griff Zwingli doch zu hohe Töne, wenn er glaubte, die Schweiz könnte so gut wie autark sein. Für das Züribiet, das der «Brotkasten» der Innerschweiz war, wie ein Chronist sagte, mochte es gelten, nicht aber für die übervölkerten Alpentäler, die einen zusätzlichen Erwerb brauchten. Die Bergler trugen ihre Haut zum Markte, wurden Söldner, Krieger von Berufswegen, weil im Bergland Handel und Gewerbe noch unbedeutend waren. «Die Erde ist unsere Mutter; Handel und Gewerbe sind allein für Mägde zu halten», schrieb ein Appenzeller Chronist 1692. Man kann im allgemeinen den alten Eidgenossen kaum den Vorwurf machen, daß sie über dem Söldnerwesen jahrzehntelang den Boden nicht bis zum hintersten Winkel ausgenützt hätten. Manche inzwischen aufgegebene Alp wurde vor 300 Jahren noch benützt. Die Gesamtstoßzahl des Landes Glarus sank zum Beispiel von 1507 bis heute von 15335 auf 7164, was gewiß nicht allein aus der Tatsache erklärt werden kann, daß der heutige Viehschlag schwerer ist und daher größere Stöße braucht. Der Talgrund wurde zudem viel ausgiebiger als heute zum Kornanbau verwendet.

Dabei schien das Tal gerade dort, wo es sich ausweitete und breite Ackerfluren bot, dem Untergang geweiht, indem das Geschiebe der Linth den Wallensee staute. Ein Zeitgenosse bezeugt 1807 im Aufruf an die schweizerische Nation:

«Die Straßen von Wallenstadt und Weesen sind im Sommer nur noch für Schiffe brauchbar. Die Ueberschwemmung flutet in die Erdgeschosse der Häuser, ersteigt schon da und dort die ersten Stockwerke, wo dann im zurückgelassenen Schlamm die Sommerhitze verpestende Dünste entwickelt und ekelhafte Insekten erzeugt.» ... Kein Wunder, daß die Menschen unter Wechsel- und Faulfieber litten. «In den schwächlichen, blassen und geistlosen Gestalten glaubt man wandelnde Schatten zu sehen, abgehärmt durch das Gefühl der eigenen Abnahme, noch mehr aber durch den Anblick ihrer noch unglücklichern Kinder.»

Hier spricht ein Mann, dem die Not zu Herzen ging. Sie ging ihm aber auch zum Hirn, auch zur Hand. Kein Geringerer als Ihr Zürcher Mitbürger Hans Conrad Escher von der Linth schrieb dies. Die gleiche Hand, welche hier die Worte des Mitleids niederschrieb, führte auch den Stift, der die Pläne zur Behebung des Uebels zeichnete. Das Linthwerk entstand, die Ebene wurde entsumpft, aus dem Herd der Krankheiten wurde die Heimat gesunder Menschen. «Ich hoffe, meine Pflicht gegen das Vaterland und die Menschheit während meines Aufenthaltes auf dieser Erde erfüllt zu haben»,

schrieb Escher, schon vom Tode gezeichnet. Die Tagsatzung tat angesichts des durchgeführten Planes Eschers etwas Niedagewesenes und seither nicht Wiederholtes. Sie verlieh den einzigen Adelstitel, den die Schweiz je verlieh; sie erlaubte der Familie, sich «von der Linth» zu nennen. Bedenken wir dies eine kurze Weile! Was tat denn Escher? Gerade in den Jahren, als die Schweiz ihre festen Grenzen erhielt (die sie als einziger Staat Europas seit Napoleon nicht mehr veränderte!), wies uns ein Mann den Weg, wie im Innern des Landes *Neuland* erworben werden könne. Welcher Ausblick für unsern Kleinstaat! War das Linthwuhr nicht auch eine Letzimauer, dahinter man sich geborgen fühlen konnte? War Escher nicht unser größter Eroberer, der Land gewann, ohne es andern Menschen zu stehlen? Ist das nicht *eine echt schweizerische Eroberung*, welche sich mit der Neutralität wohl verträgt? Geben wir gerade dem Manne, der damals unsere Neutralitäts-Urkunde von 1815 nach Hause trug, dem Genfer Pictet de Rochemont, das Wort: «Die Ausdehnung des völlig ausgetrockneten Landes», heißt es in seinem Bericht über den Stand des Linth-Werkes, «beträgt ungefähr 800 Jucharten, jede zu 30000 Quadratschuh, diejenige des in Verbesserung begriffenen ungefähr 20000 Jucharten. Die endemischen Krankheiten sind im Tale völlig verschwunden.» (Versicherte nicht auch uns neulich Bundespräsident Etter, daß der Gesundheitszustand inmitten der gegenwärtigen Mehrarbeit sehr gut sei.) «Wir sahen rings um Weesen her Kartoffeln pflanzen auf einem Boden, der früher sich als tiefer Morast darstellte.»

Kartoffeln pflanzen! Betrachten wir die damalige Weltlage! Der erste Spatenstich am Linthwerk wurde im Jahre getan, in welchem Napoleon von Berlin aus die Kontinentalsperre erklärte. Der Kaiser gedachte England zu treffen und traf zunächst unsere junge Baumwollindustrie, deren Rohstoff nun ausblieb. Die Arbeiter mußten mehr aus dem Boden herausholen als bisher, wenn sie nicht verhungern wollten. Damals lernte man die 1697 vom Söldner Jakob Strub als schönste Frucht der Reisläuferei von Irland in die Schweiz gebrachte Kartoffel richtig schätzen. Und daß man nicht mit dem Frieden auf die Anpflanzung verzichten dürfe, lehrten die auf die napoleonischen Kriege folgenden Hungerjahre 1816/17. Seither behielten z. B. die Glarner Fabrikarbeiter jahrzehntelang ihren Kartoffelplätz nebst einem Stück Kleinvieh oder einer Kuh: Einküheler nannte man sie. Diese bescheidene Verbindung von Landwirtschaft und Fabrikarbeit bewahrte das Volk vor dem Proletarisieren und dem Rückschritt zugleich, gab sich seine Landsgemeinde doch das erste Arbeiterschutzgesetz des Kontinents (1864).

Denken Sie nun aber nicht etwa, daß alles wie am Schnürchen gegangen sei. Es gab damals so engstirnige Leute wie heute. «Sie fühlen sich», schrieb Escher an Stehelin, «freie Landleute und wollen von ihresgleichen nicht kommandiert sein. Die Molliser warfen jüngst ihrem Aufseher, Major Zwicki, gegen seine Anweisungen protestierend, eine Hacke nach ... Wir haben das Unglück, uns mit Menschen einlassen zu müssen, die wir aus der elendesten Lage retten sollen und die uns zum Dank dafür prellen, wo sie nur können. Schon bisweilen kam mir der Gedanke, wegzulaufen. Wenn ich dann aber wieder über die Biäsche spaziere und nach Weesen hineinsehe, dann fasse ich beim Anblick dieser Sümpfe allen Mut zusammen und sage mir selbst: sie müssen doch weg!

Sie müssen weg! Si müend ewägg! Säged das bi jedem Hindernis, wo üüserem große Abuuwärch im Wäg staht, sigeds Stögg und Stei, sigeds allerlei Hindergedangge, wie: mä müeßti ja mänge Kinoabed und Stammtischhogg abschrybe, wämmä alles Pflanzland bebuue wett; dänn wär ja ds Läbe e rächte Chrampf, bloß e Büez!

Ich will üch keis Züggerli gy. Mir müend sibe magri Jahr wache und wärche. Warum? D'Bibel zeigt üüs das ander Byspil. Wer nüd vorsorget, mueß gu Chore chaufe und fallt i d'Chnächtschaft und mueß em mächtige Nachber Pyramide buue. Wer aber vorsorget, cha sich nüd bloß sälber nähre, er cha au über d'Gränze hälfe. Ich säge hälfe und nüd gschäfte.

Und da nuch e-n-offes Wort, under üüs gseit, Aug i Aug. Es git scharewys Schwyzer, wo tängget, wämmer si jetz nu überhaued, die stürmischi Zyt, und üüser Maschine und Fabrigge itaggt blybed. Dänn chunnt für die schwyzerischi Wirtschaft nachem Chrieg di guldigi Zyt. Dänn chännt z' allne Syte die müede Schiffbrüchige, schier usser Ate vum Schwimme, und chaufed üüseri Uhre und Schüblig zu jedem Prys. Die andere Völcher sind dänn halt erschöpft; mir aber sind i der Vollchraft blibe. Dänn hämmer wider für zäche, zwänzg Jahr Oberwasser.

Eidgenosse, so öppis z'tängge isch nüd bloß schäbig, es isch au falsch. Glaubed mer, Völcher, wo dur die Schicksalsschuel vu dem Chrieg dure sind, händ gleernet schaffe und verzichte, sind muetig und zäch, wie mir das im Fride chuum erläbe chännd. Oeppenemal hani i schwäre Stunde tänggt: Herrgott, laß üüseri Juged im Geischt und im Wille doch nüd z'wyt hinder de Ußländer zruggblybe. Zeig üüs e Schmitte, wo mer üüsere Wille stähle chännd wie Ise im Füür. Jetz glaube-n-ich, ds *Abuuwärch* cha für üüs die Schmitte wärde. Der Chrieg isch der Hammer und üüsere Bode isch der Amboß. Und mir sind ds Werchzüg, wo gschmidet wärde mueß. Wänns heiß wird i dener Schmitte, so tängged dra, was der Zwingli gseit hät:

Du bist Gottes Werchzüg;
er fordert din Dienst, nit dine Ruow.

Oder händ vor Auge, was uffem Escher vu der Linth sim Tänggmal staht:

NATUR UND VATERLAND HOBEN SEIN GEMÜTH.
EIDGENOSSEN!
EUCH SEI ER EIN VORBILD!

März 1942.